

## **NZZ am Sonntag: Die Bretter, die die Schweiz bedeuten – 24.01.2021**

Alles zu ausser der Piste. Dass die Schweiz auch mitten in der Pandemie noch Ski fährt, kann nicht überraschen. Der Skisport wurde schon immer politisch gefördert und patriotisch überhöht, schreibt Daniel Friedli

Was doch das Virus alles ändert. Noch vor kurzem wurde das Skifahren regelmässig totgesagt. Schnee, Umsätze und Perspektiven schmolzen Jahr für Jahr dahin, es blieb das Bild einer aus der Zeit fallenden Branche, die mit Schneekanonen und Subventionsspritzen verzweifelt ums Überleben kämpft.

Dann kam Corona. Und in dieser grössten Krise seit Jahrzehnten wurde in der Schweiz kaum eine Frage so intensiv diskutiert wie diese: «Wie retten wir nur die Skisaison?»

Dabei wäre die Sache ja eigentlich klar. Wer zwecks Reduktion der Kontakte Läden schliesst, Versammlungen limitiert und Home-Office verordnet, der müsste konsequenterweise auch unterbinden, dass sich Skisportler in der Freizeit in Bahnen und Gondeln drängen. Doch das helvetische Ski-Virus trotzte allem epidemiologischen Rat. Und darum wurde im Corona-Hotspot Wengen vor zwei Wochen zwar die Schule geschlossen, die Skipiste aber blieb selbstverständlich offen – so wie im ganzen Land. Dem Aussenminister Italiens, selber ein Skifahrer, fiel dazu nur ein Wort ein: «surreal».

Wie also kommt es, dass das Skifahren in der Schweiz derart sakrosankt ist?

Ein Teil der Erklärung ist durchaus sehr real: Skifahren ist ein Wirtschaftsfaktor. Nicht für das ganze Land, aber sehr wohl für Bergkantone wie Graubünden oder das Wallis, die mehr als jeden zehnten Franken mit Wintertourismus verdienen. Doch seine Bedeutung geht noch viel weiter. Nichts hat den Alpenraum im letzten Jahrhundert so geprägt wie der Skisport. Er hat die Bergregionen so gestaltet, wie sie heute sind, von der Infrastruktur über die Chalets, Zweitwohnungen und Bodenpreise bis zur Bevölkerung und der Selbst- und Aussenwahrnehmung. Wer an die Berggebiete denkt, denkt immer auch ans Skifahren. Es ist eine Klammer, die das Land verbindet.

Der Weg dahin war keineswegs vorgezeichnet, er wurde aber bald einmal politisch vorgespurt. Den Schweizern war es ja lange nicht in den Sinn gekommen, im Winter

in die unwirtlichen Alpen zu fahren. Es brauchte britische Pioniere und norwegische Ski, um das Skifahren um 1900 überhaupt ins Land zu bringen. Und lange konzentrierte sich auch der sogenannte Fremdenverkehr

in den Bergen eben auf diese fremden Gäste.

Erst als sie in den Weltkriegsjahren aus- und die Kurorte damit leer blieben, änderte alles schlagartig. Politik, Armee, Tourismus und Sport setzten eine konzertierte Marketingaktion in Gang, die das Skifahren als nationales Wirtschafts- und Erziehungsprogramm propagierte und damit die Skination Schweiz begründete. Der Bundesrat erhob Wintersport zur patriotischen Pflicht, um den Bergregionen zu helfen. Bundesbahn und Landeswerbung boten dank üppigen Subventionen günstige Tickets und Skilager an. Und die Armee pries das Skifahren als Training, um die Alpenrepublik zu verteidigen. «Gesunde Jugend. Wehrkräftiges Volk durch Wintersport», lautete der Slogan dazu.

Zum touristischen Dienst am Vaterland gesellte sich schnell der patriotische Stolz. Schon die erste Lauberhornabfahrt organisierten die Wengener primär, um den britischen Gästen zu zeigen, dass sie schneller sind. Und seither gibt das Skifahren der Schweiz die Möglichkeit, sich auch über sportliche Erfolge zu identifizieren. In welcher Sportart sonst hält sie so konstant an der Weltspitze mit? Und wo ist die Spitze zudem noch so breit, dass – schön föderal – jede Region ihre Stars hervorbringt: von Erika Hess über Michela Figini bis zu Didier Cuche? Dieser sportliche Erfolg wiederum half, das Skifahren auch in der Kultur zu verankern. Man turnte sich mit Bernhard Russi vor dem Fernseher fit für die Piste, trug die Skimode bald auch im Alltag und sang mit Vico Torriani die Hymne, die das Bild der Skination ein für alle Mal ins kollektive Gedächtnis gravierte: «Alles fährt Ski».

Und auch wenn das alles sehr nostalgisch tönt: Wie viel Kraft dieses Bild besitzt, spüren noch heute viele Schweizer – spätestens dann, wenn es um die Initiation des Nachwuchses geht. Und so schicken viele Eltern die Kinder letztlich doch in die Skischule, weil es eben einfach dazugehört. Auch wenn sie selber schon lange nicht mehr daran glauben, dass der hochgerüstete Skibetrieb von heute immer noch das von jeher versprochene Gefühl von Erholung, Naturgenuss, Individualismus und Freiheit bietet.

Doch vielleicht passt ja das Skifahren gerade darum so gut zur Schweiz. Denn es ist, anders als Eishockey, Lang- oder Eislaut, ein austarierter Kompromiss: Etwas Sport, aber mit viel Sessellift. Etwas Natur, aber mit Zugang zur Bergbeiz. Etwas Gesundheit, aber gerne mit Wurst und Zwiebelsauce. Etwas Freiheit, aber mit viel Gesellschaft: Man fährt als Individualist die Piste runter und steht unten wieder im Kollektiv an.

Und so lässt sich die helvetische Heiligsprechung des Skifahrens vielleicht mit einer Formel erklären, welche die Schweizer schon anderswo mit Erfolg angewendet haben, etwa beim Bank- oder Schokoladengeschäft: Sie übernehmen eine fremde Idee, bauen sie tüchtig und innovativ zu einem Geschäft auf und verzieren sie mit einer Erzählung, die mehr beschreibt, wie sie sich gerne sehen, als wie sie effektiv sind.

Es scheint gerade, als habe die Corona-Krise die Schweiz wieder stark auf dieses alte Muster zurückgeworfen. Darum fährt trotz Pandemie alles Ski, sogar das Virus.

Aus dem NZZ-E-Paper vom 24.01.2021, Hintergrund, S. 15